
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 156. Bromberg, den 12. Juli 1929.

Das Flaschenteufelchen.

Von Robert Stevenson.

Es war ein Mann von der Insel Hawai, den ich Keawe nennen will; er lebt nämlich noch, und sein Name muß verschwiegen bleiben; aber sein Geburtsort war nicht weit von Honaunau, wo die Gebeine Keawes des Großen in einer Höhle begraben liegen. Dieser Mann war arm, ehrlich und fleißig; er konnte lesen und schreiben wie ein Schulmeister; außerdem war er ein ausgezeichneter Matrose, fuhr eine Zeitlang auf den Inseldampfern und steuerte einen Kutter an der Küste von Hamakua. Schließlich kam es Keawe in den Sinn, sich mal die große Welt und ausländische Städte anzusehen, und er verheuerte sich auf ein Schiff, das nach San Francisco fuhr.

Das ist eine schöne Stadt mit einem schönen Hafen und reichen Leuten, daß man sie nicht zählen kann; und im besonderen ist da ein Hügel, der ganz mit Palästen bedeckt ist. Nach diesem Hügel machte nun Keawe eines Tages einen Spaziergang, seine ganze Tasche voll von Geld, und besah sich mit Vergnügen die großen Häuser auf beiden Seiten.

„Was für schöne Häuser das sind!" dachte er bei sich selber; „und wie glücklich müssen die Leute sein, die darin wohnen und sich nicht um den morgenden Tag zu bekümmern brauchen!"

Wie er so hierüber nachdachte, kam er vor ein Haus, das war kleiner als manche andere, aber wunderschön und sauber wie ein Spielzeug; die Treppen von dem Hause glänzten wie Silber, und die Beete in dem Garten waren voll Blumen wie Girlanden, und die Fensterscheiben funkelten wie Diamanten. Und Keawe blieb stehen und verwunderte sich über die Herrlichkeit von allem, was er sah.

Wie er nun so dastand, bemerkte er einen Mann, der durch ein Fenster nach ihm sah, und das Fenster war so klar, daß Keawe ihn sehen konnte, wie man einen Fisch in einer Wasserlache auf dem Riff sehen kann. Der Mann war schon ältlich, mit einem kahlen Kopf und einem schwarzen Bart; und auf seinem Gesichte lag schwere Sorge, und er seufzte bitterlich. Und die Wahrheit ist die: als Keawe auf den Mann drinnen, und der Mann auf Keawe draußen sah, beneidete jeder von ihnen den andern.

Auf einmal lächelte der Mann und nickte und winkte Keawe zu, er solle hereinkommen, und ging ihm an die Haustür entgegen. Und da sagte der Mann und seufzte dabei bitterlich:

„Das ist ein schönes Haus, mein Haus. Hätten Sie nicht Lust, sich mal die Zimmer anzusehen?"

So führte er denn Keawe durch das ganze Haus, vom Keller bis nach dem Dachboden hinauf, und in dem Hause war nichts, das nicht in seiner Art vollendet war, und Keawe war erstaunt.

„Gewiß," sagte Keawe, „dies ist ein schönes Haus; wenn ich in einem solchen Haus wohnte, würde ich den ganzen Tag lachen. Wie kommt es denn nun, daß Sie immer so seufzen?"

„Es ist kein Grund vorhanden", sagte der Mann, „warum Sie nicht ein Haus haben sollten, das in allen Dingen diesem hier ähnlich ist, und sogar noch schöner, wenn Sie wünschen. Sie haben doch wohl etwas Geld bei sich, denke ich?"

„Ich habe fünfzig Dollars", sagte Keawe; „aber ein Haus wie dies wird mehr als fünfzig Dollars kosten."

Der Mann dachte einen Augenblick nach, wie wenn er rechnete; dann sagte er:

„Es tut mir leid, daß Sie nicht mehr haben, denn das kann Ihnen vielleicht in der Zukunft Sorgen bereiten; aber für fünfzig Dollars sollen Sie es haben."

„Das Haus?" fragte Keawe.

„Nein, nicht das Haus," antwortete der Mann, „aber die Flasche; denn ich muß Ihnen sagen: obwohl ich Ihnen so reich und glücklich erscheine, so kam all mein Glück und dieses Haus mitsamt dem Garten von ihr her, die nicht viel größer ist als eine Faust. Dies ist sie."

Und er öffnete einen Wandschrank und nahm eine rundbauchige Flasche mit einem langen Hals daraus hervor; das Glas von der Flasche war weiß wie Milch, mit schillernden Regenbogenfarben. Drinnen in der Flasche bewegte sich etwas Unbestimmtes, wie ein Schatten und ein Feuer. „Dies ist die Flasche", sagte der Mann; und als Keawe lachte, fuhr er fort: „Sie glauben mir nicht? Nun, dann versuchen Sie es selber mal. Sehen Sie zu, ob Sie sie zerbrechen können."

So nahm denn Keawe die Flasche in die Hand und schmiß sie auf den Fußboden, und schmiß sie immer wieder, bis er müde war; aber sie prallte von dem Fußboden ab wie ein Kinderball und blieb heil und ganz.

„Das ist ein merkwürdiges Ding", sagte Keawe; „denn wie sie sich anfühlt und aussieht, sollte sie von Glas sein."

„Von Glas ist sie", versetzte der Mann und seufzte dabei schwerer denn je; „aber das Glas dieser Flasche wurde in den Flammen der Hölle geblasen. Ein Teufelchen wohnt darin, und das ist der Schatten, den wir da sich bewegen sehen; wenigstens denke ich mir das. Wenn irgendein Mensch diese Flasche kauft, steht ihm das Teufelchen zu Befehl; alles was er begehrt — Liebe, Ruhm, Geld, Häuser wie dieses Haus, ja sogar eine Stadt wie diese Stadt — alles ist sein, sobald er das Wort ausspricht. Napoleon hatte diese Flasche und wurde durch sie der König der Welt; aber schließlich verkaufte er sie und stürzte. Kapitän Cook

hatte diese Flasche und fand dank ihr den Weg zu so vielen Inseln; aber auch er verkaufte sie und wurde auf Hawai erschlagen. Denn sobald sie verkauft ist, entschwindet die Macht des früheren Besitzers und der Beistand des Teufels; und wenn einer nicht mit dem zufrieden ist, was er hat, wird es ihm übel ergehen."

„Und doch reden Sie selber davon, daß Sie sie verkaufen wollen?" sagte Keawe.

„Ich habe alles, was ich wünsche, und ich werde allmählich alt," antwortete der Mann. „Ein einziges vermag das Teufelchen nicht — es kann nicht das Leben verlängern; und, es wäre nicht ehrlich, es Ihnen zu verhehlen: mit der Flasche ist ein Übelstand verbunden; denn wenn ein Mensch stirbt, bevor er sie verkauft, muß er ewiglich in der Hölle brennen."

„Ganz gewiß ist das ein Übelstand!" rief Keawe. „Mit dem Ding möchte ich nichts zu tun haben. Ich kann, Gott sei Dank, auch ohne ein Haus fertig werden; aber eines gibt es, womit ich ganz und gar nicht fertig werden könnte, nämlich, daß ich verdammt wäre!"

„Herrje! Sie müssen nicht gleich so hastig sein!" antwortete der Mann. „Sie haben weiter nichts zu tun„ als daß Sie sich der Macht des Teufelchens mit Mäßigung bedienen und die Flasche dann an irgendeinen anderen verkaufen, wie ich sie jetzt Ihnen verkaufe, und dann bis an das Ende Ihrer Tage in Behaglichkeit leben."

„Hm, ich bemerke zweierlei", sagte Keawe. „Die ganze Zeit seufzen Sie wie eine Jungfer, die verliebt ist — das ist das eine; und das andere ist: Sie verkaufen die Flasche sehr billig."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, warum ich seufze: nämlich weil ich befürchte, daß meine Gesundheit schwach wird; und wie Sie selber sagten: zu sterben, um zum Teufel zu gehen, das ist für jeden Menschen was Schreckliches. Was nun das anbetrifft, daß ich die Flasche so billig verkaufe, so muß ich Ihnen erklären, daß mit der Flasche eine besondere Bedingung verknüpft ist. Vor langer Zeit, als der Teufel sie zuerst auf die Erde brachte, da war sie ungeheuer teuer. Zu allererst wurde sie an den Priester Johannes verkauft für viele Millionen Dollars; sie kann aber nur mit Verlust verkauft werden. Wenn Sie sie um denselben Preis verkaufen, den Sie dafür gezahlt haben, so kommt sie zu Ihnen zurück, wie eine Taube in den Schlag. Infolge hiervon ist der Preis in allen diesen Jahrhunderten fortwährend gesunken, und die Flasche ist jetzt merkwürdig billig. Ich selber kaufte sie von einem meiner großmächtigsten Nachbarn hier auf dem Hügel, der Preis, den ich dafür bezahlte, betrug nur neunzig Dollars. Ich könnte sie für neunundachtzig Dollars und neunundneunzig Cents verkaufen, aber nicht um einen Cent teurer, sonst würde das Ding zu mir zurückkommen. Nun sind zwei Mißstände dabei. Erstens: Wenn man eine so eigenartige Flasche für achtzig und soundso viele Dollars anbietet, denken die Leute, man mache einen Scherz. Und zweitens — aber damit eilt es nicht, und ich brauche nicht näher darauf einzugehen. Nur müssen Sie daran denken, daß Sie die Flasche für gemünztes Geld verkaufen müssen."

„Woher soll ich aber wissen, daß dies alles wahr ist?" fragte Keawe.

„Einen kleinen Versuch können Sie sofort machen", versetzte der Mann. „Geben Sie mir Ihre fünfzig Dollars, nehmen Sie die Flasche und wünschen Sie sich Ihre fünfzig Dollars in Ihre Tasche zurück. Wenn das nicht eintrifft, so versichere ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich den Handel rückgängig mache und Ihnen Ihr Geld zurückzahle."

„Sie belügen mich doch nicht?" fragte Keawe.

Und der Mann band sich mit einem großen Eid.

„Schön, soviel will ich riskieren," sagte Keawe, „denn das kann ja weiter nichts schaden."

Und er bezahlte dem Mann sein Geld, und der Mann übergab ihm die Flasche.

„Flaschenteufelchen!" sagte Keawe: „Ich wünsche meine fünfzig Dollars zurück!"

Und richtig — kaum hatte er das Wort gesprochen, so war seine Tasche so schwer wie zuvor.

„Wahrhaftig! Das ist eine wundervolle Flasche!" rief Keawe.

„Und nun guten Morgen, mein schöner Junge, und hole Sie der Teufel statt meiner!" sagte der Mann.

„Halt!" rief Keawe; „ich will von diesem Unsinn nichts mehr wissen. Hier — nehmen Sie die Flasche zurück!"

„Sie haben sie für weniger gekauft, als ich dafür bezahlt hatte", antwortete der Mann und rieb sich die Hände. „Jetzt gehört sie Ihnen und ich für meinen Teil wünsche weiter nichts, als Ihren Rücken zu sehen.

Und damit klingelte er nach seinem chinesischen Diener und ließ dem Keawe die Haustür zeigen.

Als nun Keawe auf der Straße stand, seine Flasche unter dem Arm, da begann er nachzudenken.

„Wenn dies alle svon der Flasche wahr ist, habe ich vielleicht ein böses Geschäft gemacht," dachte er; „aber vielleicht hat der Mann nur einen Spaß mit mir getrieben."

Das erste, was er tat, war, daß er sein Geld zählte: die Summe stimmte genau — neunundvierzig Dollars amerikanisches Geld und ein chilenischer Peso.

„Wenn dies alles von der Flasche wahr ist, habe ich selber; „nun will ich es mal an einer anderen Stelle versuchen."

Die Straßen in jenem Stadtteil waren so rein wie ein Schiffsdeck, und obgleich es Mittag war, gingen keine Leute auf der Straße. Keawe setzte die Flasche in den Rinnsteig und ging weg. Zweimal sah er sich um, und da stand jedesmal die milchweiße, rundbäuchige Flasche auf der Stelle, wo er sie hingestellt hatte. Zum dritten Male sah er sich um, und dann bog er um eine Ecke; aber kaum hatte er das getan, da stieß etwas an seinen Ellbogen — und siehe da! Es war der lange Flaschenhals, der steil emporstand, und der runde Bauch der Flasche, der stak fest in der Tasche seiner Matrosenjacke.

„Und das sieht auch nach Wahrheit aus!" sagte Keawe.

Das nächste, was er nun tat, war dies: er kaufte in einem Laden einen Pfropfenzieher und ging an einen einsamen Ort auf freiem Felde, draußen vor der Stadt. Und dort versuchte er, den Pfropfen herauszuziehen; aber so oft er die Schraube hineindrehte, kam sie wieder heraus, und der Kork war heil und ganz wie zuvor.

„Das ist ein neumodischer Pfropfen", sagte Keawe; und auf einmal begann er zu zittern und zu schwitzen, denn er hatte Angst vor der Flasche.

Auf seinem Rückweg nach dem Hafen sah er einen Laden, worin ein Mann Muscheln und Keulen von den Südsee-Inseln verkaufte, dazu alte Götzenbilder, alte Münzen, chinesische und japanische Bilder, und all solches Zeug, wie Seeleute es in ihren Matrosenkisten mitbringen. Und da hatte er einen Einfall. So ging er denn hinein und bot die Flasche für einhundert Dollars zum Verkauf an. Der Ladenbesitzer lachte ihn zuerst aus und bot ihm fünf. Aber allerdings — hm, es sei eine merkwürdige Flasche, solches Glas sei niemals in einer menschlichen Glashütte geblasen worden, so hübsch spielten die Farben unter dem Milchweiß, und so seltsam tanzte der Schatten in der Mitte. Nachdem er also eine Weile mit ihm gefeilscht hatte, wie diese Leute zu tun pflegen, gab der Trödler dem Keawe sechzig Silberdollars für das Ding und setzte es auf ein Bord mitten in seinem Schaufenster.

„Nu," sagte Keawe, „ich habe also für sechzig verkauft, was ich für fünfzig kaufte — oder eigentlich noch etwas billiger, weil einer von meinen Dollars ein chilenischer war. Nun werde ich also die Wahrheit auch über einen anderen Punkt erfahren."

So ging er denn an Bord seines Schiffes zurück, und als er seine Kiste aufmachte, da lag die Flasche — war also schneller gekommen als er selber.

Nun hatte Keawe an Bord einen Maat, der hieß Lopaka.

„Was fehlt dir denn?" sagte Lopaka, „daß du so in deine Kiste starrst?" Sie waren allein vorne im Schiffsraum, und Keawe ließ ihn Verschwiegenheit schwören und erzählte ihm alles.

„Das ist eine sehr sonderbare Geschichte," sagte Lopaka, „und ich fürchte, du wirst wegen dieser Flasche in Sorgen kommen. Aber eines ist dabei sehr klar: Die Sorgen sind dir sicher, und darum solltest du auch den Profit von diesem Geschäft mitnehmen. Überlege dir, was du dir wünschen willst; gib den Befehl, und wenn der ausgeführt wird, wie

du es willst, dann will ich selber die Flasche kaufen; denn ich habe im Sinn, ich möchte einen Schoner haben und zwischen den Inseln Handel treiben."

„Danach steht mein Sinn nicht", sagte Keawe; „sondern ich möchte ein schönes Haus mit Garten an der Küste von Kona haben, wo ich geboren wurde: wo die Sonne in die Tür hineinscheint, mit Blumen im Garten; Glasscheiben in den Fenstern, Bilder an der Wand, Nippsachen und schöne Decken auf den Tischen — ganz und gar so ein Haus wie das, worin ich heute war — bloß ein Stockwerk höher und mit Balkonen rund herum wie des Königs Palast; und darin möchte ich wohnen ohne Sorge und mit meinen Freunden und Verwandten lustig sein."

(Fortsetzung folgt)

Die Liebe des Schulmeisters Zengerlein.

Von Heinrich Eisen.

Es ist eine kleine romantische Geschichte, an die vielleicht heute niemand mehr glauben wird. Ich will sie doch erzählen, denn es gab eine solche Zeit und solche Menschen. Es war einmal . . . So müßte die kleine Geschichte beginnen. Aber es ist kein Märchen. Es ist eine wirkliche kleine Geschichte. Als der Schulmeister Zengerlein eines Tages des Herzogs Geliebte sah, war es um ihn geschehen. Das begab sich so:

An einem blauen Maientag nahm er seine Dorfjugend hinaus auf den Anger zu Spiel und Sang. Er strich die Fiedel, daß der Jubel an dem blühenden Hang wie ein Böcklein sprang, und fröhlich tanzten die Kinder den Reigen.

Räderrollen die weiße Straße her. Etwas Blitzendes in der Staubwolke. Hufschlag. Schnaubende Rosse. Im Wagen ein Märchen an Frauenlieblichkeit und fürstlicher Pracht. Der Wagen hält. Und das Märchen kommt über den Anger.

Der Schulmeister läßt die Geige sinken, die Kinder stehen mitten im Tanze still und gucken mit großen Augen das Märchen an. Silbern lacht das Märchen. Silbern plaudert es. Beugt sich zu einem kleinen, rotbackigen blondzopfigen Ding. Hebt die Augen einmal auf zu dem Manne. Dann klingt wieder Hufschlag, Räderrollen, und eine Staubwolke läuft den Weg entlang, fern und ferner — — —

*

Tag um Tag geht der Schulmeister Gotthold Zengerlein hinaus auf den Anger. Manchmal sieht er weithin bis zu den Türmen der Stadt, manchmal decken Wolken die Ferne zu, oder er steht in strömendem Regen. Es ist gleich. Er sieht sie. Auch wenn er die Augen schließt.

Grete hat er vergessen. Aber eines Tages steht sie in seiner Stube. Sie sagt nichts. Sie weint nur. Sie weiß ja nichts von dem Maientag auf dem Anger.

„Gotthold?" bittet sie.

Sie hätte alles für ihn getan. Er fühlt es.

„Geh!" sagt er.

In der Nacht vergräbt er die Zähne in der Faust. Noch ehe der Tag graut, nimmt er all seine Habe in einem Bündel auf den Rücken und geht hinaus, den Weg entlang, auf dem das Märchen davonrollte in einer Staubwolke.

Um Mittag ist er in der Stadt.

*

Und nun?

Er suchte sie. Er gibt in der Herberge sein Bündel zum Pfand, denn am dritten Tag ist kein Heller mehr im Beutel. Von früh bis spät läuft er durch die Straßen. Er möchte fragen, aber sein Geheimnis ist so tief und süß, und er schweigt, als verriete er mit ihm seiner Seele Seligkeit.

Nach acht Tagen ist er ein Bettler. Nur die Geige hat er noch und was er auf dem Leibe trägt. Und als er sie dann sieht, mit seinen eigenen Augen leibhaftig wieder sieht, steht er wieder versteint, hört Hufschlag und Räderrollen wie im Traum — verhal—len — — —

Einer schlägt ihm den Hut vom Kopf.

„Tölpel! kennt Er seinen Herzog nicht?"

Zengerlein beugt sich tief vor dem würdigen Herrn in dem reichen Gewand und hebt den Hut aus der Gosse.

*

Gotthold Zengerlein geht die Allee hinaus vor das Schloß. Der Herzog? — So ist sein Töchterlein . . . Hinter dem großmächtigen, kunstvoll geschmiedeten Tore stelzt der Posten hin und her.

Als es dunkel wird, schleicht Zengerlein vorbei, gewinnt ungesehen die Rückseite des Parkes und steigt über die Mauer. Er weiß nicht warum. Er weiß nur: hier wohnt sie. Er lacht in sich hinein. Er ist fröhlich.

Um es kurz zu machen: Er liegt die ganze Nacht im Park. Der Rasen ist frisch geschnitten. Der Mond hängt über dem Schloß und versilbert es. Heu und Linden duften. Das wundersam schöne Antlitz leuchtet in seinem Herzen. Wie süß es ist, zu lieben, denkt er und küßt die Erde, von der er weiß, daß ihr Fuß über sie ging.

Am Morgen hetzen ihn die Hunde. Blutend, in zerfetzten Kleidern, Heufasern in Haar und Bart, steht er vor dem grimmen Aufseher, umfletscht von der Meute — und ist guter Dinge.

„Das kann Ihn Kopf und Kragen kosten! Was wollte Er, Kujon?"

Gotthold Zengerlein sagt freundlich begütigend: „Ich will nur meinem gnädigen Herrn, dem Herrn Herzog dienen."

„Dazu dringt Er in den Park ein? Er — Dieb Er!"

Aber Gotthold Zengerlein zupft die Taschen nach außen. Nicht ein Brösamlein fällt heraus.

„Gebt ihm ein Dutzend Hiebe und dann fort mit ihm!"

„Gebt mir die Hiebe", bittet Zengerlein, „aber laßt mich bleiben!"

„Werd' Er Soldat! Soldaten braucht der Herzog!"

Ein Licht geht über des zerlumpten Zengerlein Gesicht. Er wird Soldat sein und Schildwach stehn, sie wird an ihm vorbeifahren im blitzenden Wagen, und er wird ihr Reverenz erweisen. Er nickt lachend. Der Aufseher gibt ihn den Knechten mit.

*

Nun ist Gotthold Zengerlein Soldat. Er plagt sich weidlich, aber er taugt nicht viel. Er bekommt Püffe und Tritte, exerziert und steht Wache, aber sie sieht er nicht.

Einmal kommt Grete mit ihrem Vater. Das Mädel ist schmal und blaß.

„Endlich haben wir Euch gefunden, Zengerlein", sagt der biedere Mann, „kommt mit, ich kaufe Euch los!"

Zengerlein schüttelt den Kopf.

Am andern Tag sieht er sie. Er springt aus dem Glied heraus vor den Wagen, lacht und weint, stammelt seine Liebe.

Ein pfeifender Hieb trifft ihn ins Gesicht. Fäuste reißen ihn fort.

Dann steht er vor dem Herzog.

„Ist Er von Sinnen?" schreit der.

„Ich liebe sie", sagt Gotthold Zengerlein sanft. „Seit ich sie sah auf dem Anger . . ."

Er wird weich wie ein Kind. Weint. Bringt kein Wort mehr heraus.

„Spießrutenlaufen!" befiehlt der Herzog.

Aber Zengerlein läuft nicht. Er geht. Langsam. Er fühlt nichts. Bricht ohne Schmerz zusammen.

Wochenlang liegt er zwischen Leben und Tod im Spital. Als er genesen ist, verkauft ihn der Herzog mit einigen Tausend Soldaten in ein fremdes Söldnerheer. Aber Zengerlein desertiert. Kommt zurück. Treibt sich Tag und Nacht beim Schlosse herum. Da greifen sie ihn. Er wehrt sich — denn wie kann er vor dem Schlosse stehen, um auf sie zu warten, wenn man ihn in Ketten legt? — und ersticht einen Offizier des Herzogs.

*

„Euer letzter Wunsch?" fragte der Geistliche.

„Erzählt ihr, was ich Euch erzählte, Hochwürden. Jetzt noch, in der Nacht, damit ich weiß, daß sie an mich denkt, wenn ich den Kopf unter's Beil lege."

Der Geistliche läßt sich nicht abweisen. Mitten aus dem Fest, dessen Glanz und Lust ihn fast betäuben, folgt sie ihm. Und er erzählt ihr von Gotthold Zengerleins Liebe, Not und nahem Tod.

Sie bittet alsbald den Herzog um Zengerleins Leben. Der Herzog gibt Befehle, und man bringt den Häftling unter starker Bedeckung.

„Will Er mir versprechen, daß Er nie wiederkehrt, wenn ich Ihn des Landes verweise, so soll Er leben, weil *sie* für Ihn gebeten hat!“

„Wie soll ich leben ohne sie?“ sagt Zengerlein.

„Er ist verrückt“, braust der Herzog auf.

„Ich liebe sie — mehr als mein Leben“, sagt Zengerlein.

Noch ehe der Herzog das letzte zornige Wort sprechen kann, hebt sie leicht die Hand und bittet, mit dem Manne reden zu dürfen. Unbewegt ist ihr wundersam schönes Gesicht. Da geht der Herzog hinaus. Vor den Türen stehen die Wachen. — —

Lange sieht sie ihn schweigend an. Dann tritt sie zu ihm. Nahe. Das wundersam schöne Gesicht schimmert von einer gütigen Zärtlichkeit.

„Geht hin und lebet!“ bittet sie. Er schüttelt den Kopf.

„So kann ich Euch nicht retten?“ fragt sie leise.

Er lächelt.

„So sehr hat mich nie ein Mensch geliebt.“

Wieder lächelt er. Sonst nichts.

Sie küßt ihn auf den Mund. — —

Die Leute erzählten sich: Als Zengerleins Kopf schon gefallen war, habe der Mund noch gelächelt.

Der Herr Kultusminister möchte angeln.

Einer Anekdote nacherzählt von **Georges Mouysard-Paris.**

Es war eine recht geruhsame Zeit damals unter Louis Philipps, des Bürgerkönigs, Regierung, und Herr de Salvandy, der französische Kultusminister, hatte mehr Muße als seine geplagten Kollegen von heute. Zwar wartete manche Akte lange auf seine Unterschrift und mancher Bittsteller noch länger auf die Audienz, aber beide waren das Warten gewohnt, denn der Herr Minister liebte es weit mehr, sich der edlen Beschäftigung des Angelns hinzugeben, als in seinem Kabinett zu sitzen und über schwierigen Ressortfragen zu grübeln.

Aus diesem Grunde hatte Herr de Salvandy die Angewohnheit, nach einigen Stunden mehr oder weniger anstrengender ministerieller Tätigkeit sein Bureau zu verlassen, seinen Stammplatz unter der Konkordienbrücke aufzusuchen und dort mit Hingebung zu angeln. Niemand machte ihm den Platz am Flußufer streitig, und die Steuerzahler, soweit sie ihn kannten, fanden es ganz in der Ordnung, daß der Herr Minister sich in seinen Dienststunden dergestalt von den Mühen des Amtes erholte.

Eines Tages aber fand Herr de Salvandy zu seinem Erstaunen seinen Stammplatz von einem älteren Manne besetzt, der im etwas abgeschabten, kastanienbraunen Frack, den Filzzylinder auf dem Kopf, an der Böschung hockte und angelte. Der Herr Minister sah dem Usurpatoren eine Zeitlang wortlos und unwillig zu, fixierte den Unverschämten mit strengem Amtsblick und dachte schon daran, den Lästigen durch einen Polizeidiener entfernen zu lassen. Dann fiel ihm aber ein, daß keine gesetzliche Handhabe dazu vorhanden war, und er zog wütend nach Hause.

Am anderen Tage saß der fremde Eindringling wieder unter der Brücke und ließ sich weder durch den zornsprühenden Blick noch durch das vernehmliche Räuspern des Herrn Ministers stören. Das wiederholte sich einige Tage hintereinander, und im Ministerium schlichen die Beamten mit ängstlich gekrümmtem Rücken herum, weil der hohe Vorgesetzte aus einem, ihnen unbekannten Grunde dauernd schlechter Laune war.

Schließlich hielt es der Herr Minister eines Tages nicht mehr ohne sein gewohntes Angelstündchen aus und ließ sich herab, den fremden Angler im Frack anzureden: „Sie scheinen ja recht viele freie Zeit zu haben, daß Sie jeden Tag hier zum Angeln herkommen?“ — „Leider!“ seufzte der andere, der Herrn de Salvandy nicht zu kennen schien. „Leider?“ echote der Minister erstaunt. „Wieso leider?“ Der Fremde nickte traurig: „Ich wollte, ich hätte an Stelle meiner jetzigen Muße noch meine alte Stelle als Gymnasialdirektor. Die habe ich leider verloren, weil der Kultusminister auf eine falsche und ungeprüfte Denunziation hin mich meines Postens enthoben hat. Bittschriften, Beschwerden, Richtigstellungen, die ich an die Behörde richtete, blieben ohne Antwort. Da meinte meine Frau, ich sollte selbst nach Paris reisen und den Herrn Minister um eine Audienz bitten. Vor vierzehn Tagen kam ich an und bat, Herrn de Salvandy sprechen zu dürfen. Ich wurde beschieden, am nächsten Tage noch einmal nachzufragen, weil der Herr Minister keine Zeit habe. Das ist ja begreiflich bei so einem hohen Herrn, denn er hat sicher noch mehr zu tun, als sich um die Wünsche eines dummen Gymnasialdirektors aus der Provinz zu kümmern. Doch beim nächsten Besuch im Ministerium erhielt ich den gleichen Bescheid. Sieben Tage hintereinander hieß es immer wieder: „Der Herr Minister haben keine Zeit“. Schließlich mögen meine dauernden Bitten dem Sekretär auf die Nerven gefallen sein, denn er sagte: „Ich notiere Ihren Namen und Ihre Wohnung und werde Sie rufen lassen, sobald der Herr Minister Zeit hat, um sich mit Ihrer Angelegenheit zu beschäftigen“. So sitze ich nun hier jeden Tag, angle, vertreibe mir die Langeweile und geduldе mich, bis Herr de Salvandy geruht, mich zur Audienz zu befehlen.“

Der Herr Minister war rot und röter geworden und wartete mit allen Anzeichen großer Verlegenheit auf die Beendigung des Berichtes. Der abgesetzte Gymnasialdirektor und Stammplatz-Usurpator schien in seinem verständlichen Kumer nichts davon zu merken und zog halb geistesabwesend, wie die Scholarchen nun einmal sind, den Zylinder, als Herr de Salvandy sich etwas hastig verabschiedete.

Am andern Tage erhielt der geduldige Bittsteller einen gesiegelten Brief vom Kultusministerium. Der erhielt seine Bestallung zum Oberschulrat in einer großen Provinzstadt des äußersten Südens. Der Herr Minister aber saß zur gewohnten Stunde an seinem Stammplatz unter der Konkordienbrücke, angelte und dachte dabei: „Ob der Kerl mich wirklich nicht gekannt hat?“



Rätsel-Ecke



Reimergänzungs-Rätsel.

Ich weiß, du leidest insge—,
Weil ausgeträumt dein Jugend—.
Aus deiner Sehnsucht zarten —
Wuchs längst ein dunkler Schatten—.
Doch bist du wirklich so al—?
Komm', mach dein Herz in Liebe —,
Laß' uns noch einmal selig —,
Wär's auch als letzte Selig—!

Die Striche dieser Verse von Otto Promber sind durch entsprechende Reime zu ersetzen, um die Zeilen zu vervollständigen.

*

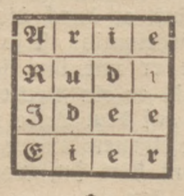
Wer weiß es?

Ich bin ein Spielzeug für das Kind.
Nimm mir das Ende — und geschwind
Bin ich gewandelt zu Figuren.
Nimm mir den Kopf — schon geht's durch Fluren:
Nimm wieder mir das letzte Teil:
Der Kaufmann hält mich manchmal feil.
Schlag' ab den Kopf, ich bin erstarrt.
Nimm mir das End' — man kocht mich hart.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 151.

Umstellungsrätsel:



A	r	i	e
R	u	d	i
I	d	e	e
E	i	e	r

*

Einsatz-Rätsel: „e“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.